NeueWeltVerlag

Die Heimat in der Schultasche

Geschichte einer Flucht

Die Erlebnisse von Heinz H. Bathelt,
geschildert von ihm selbst

herausgegeben von Christoph Bathelt
bebildert von Klára Štefanovičová

NeueWeltVerlag

IMPRESSUM
1. Auflage, 2023 © Neue Welt Verlag / www.neueweltverlag.at© Wien 2023. Alle Rechte vorbehalten. Jede Art der Vervielfältigung, auch auszugsweise, gesetzlich verboten.
Autor Heinz H. Bathelt / Herausgeber: Christoph Bathelt / Illustrationen: Klára Štefanovičová / Verleger: Birol Kilic / Printed in Europe / ISBN 978-3-9505287-0-1

Geboren bin ich am 20. Mai 1938 um 8 Uhr 45 in der Wohnung meiner Eltern in Bielitz/Oberschlesien. 1944 war ich gerade sechs Jahre alt. Hier möchte ich über meine Erlebnisse während der letzten Monate des Zweiten Weltkriegs und der Zeit danach erzählen.

Bielitz, das heute in Polen liegt, war eine Stadt mit etwa 40.000, meist deutschen Einwohnern. Sie liegt in der waldreichen Gegend der Beskiden, einem Ausläufer der Karpaten.

Obwohl Krieg war, erlebte ich eine schöne Kindheit mit meinen Eltern, meiner Schwester Ursula, genannt Ursi, die 1940 auf die Welt kam.

Ich hatte eine große Verwandtschaft, es war immer jemand da: Die Eltern meines Vaters („Bathelt-Oma und -Opa"), die Uroma, die Mutter meiner Mutter („Oma Else") und viele Tanten und Onkel. Viele von ihnen waren Lehrer, Musiker oder Handwerker – mein Vater Walter war Mechaniker für Schreib- und Rechenmaschinen mit einem Geschäft am Schloßberg im Stadtzentrum.

Plötzlich waren zwei Personen nicht mehr da: 1941 wurde mein Vater zur Deutschen Wehrmacht eingezogen und kam nur noch zu Besuch nach Hause, 1943 starb meine Uroma.

Auch meine Onkel waren irgendwann nicht mehr da. Das Einzige, was wir von Vater und ihnen hörten, kam an in Form von Briefen. Papa schrieb immer nur „im Westen“. So auch Weihnachten 1944.
Wir waren sehr traurig. Und Geschenke gab es auch nur mehr wenige.

Trotzdem waren diese für uns besonders:
Ursi bekam eine Puppe, die sie gleich ins Herz schloß,
und ich eine Schultasche. Diese war rot und am
liebsten hätte ich sie immer bei mir getragen.

Die nächsten Monaten waren beängstigend. Sogar wir Kinder bekamen mit, daß die Erwachsenen Angst vor der Roten Armee, den „Russen“, hatten. So beschloßen wir schweren Herzens, Bielitz zu verlassen und nach Jägerndorf im Sudetenland zu ziehen. Dort lebten Verwandte meiner Großmutter, wo wir unterkommen konnten.

Meine Mutter bekam zur Evakuierung ihrer Kinder drei Tage Urlaub von ihrer Arbeitsstelle mit der Verpflichtung, danach wieder im Büro anzutreten. Die Bathelt-Oma wäre auch gerne mitgefahren war, durfte aber nicht mit, weil sie erst 58 Jahre alt war. Dabei war sie ganz allein, weil ihre Söhne einrücken mußten. Sogar der Opa wurde mit 60 Jahren zur Marine eingezogen, obwohl er im Ersten Weltkrieg verwundet worden war.

Die Geburtstage von Mutter und Großmutter Mitte Jänner wurden noch bei uns gefeiert. Eine Woche später war dann die Abfahrt nach Jägerndorf. Mittlerweile hörten wir den Geschützdonner ganz deutlich. Wir erfuhren, daß die Front bereits bei Auschwitz stand, das 50 Kilometer entfernt war. Natürich fürchtete sich vor allem Ursi. Ich zwar auch, habe es aber nicht gezeigt - schließlich war ich doch der große Bruder!

Wir konnten gleich in die Wohnung von Tante Gerda und Doris einziehen, weil diese weiter in den Westen wollten. Das größte Problem war, daß Mutti sich nicht abgemeldet hatte und wir deshalb keine Bezugsschein für Lebensmittel, Heizmaterial und sonstiges erhielten. Aber irgendwie schaffte sie es doch! Die Nachrichten im Radio waren erschreckend.

Aber die Front rückte immer näher, nun hörten wir deutlich die Geschütze auch aus der Gegend um Ratibor.

Nach ein paar Wochen Aufenthalt beschloß meine Mutter, daß wir noch weiter nach Westen gehen sollten. In der Nacht verließen wir Jägerndorf. Mit einem privaten Autobus mit Holzgasantrieb fuhren wir nach Mährisch-Schönberg.

Dort wurden wir dann richtig als Flüchtlinge in eine Schule -genannt „Wichtelschule“ – eingewiesen. Das war schrecklich! Dort waren in den Klassen Stockbetten aufgestellt. Diese waren voll mit Wanzen – man kratzte sich die ganze Nacht.

Aber meine Mutter fand einen Ausweg: Sie erinnerte sich daran, daß in der Stadt Professor Parak lebte, ein entfernter Verwandter. Er half uns, ein neues Quartier zu finden.

Und so zogen wir zur Familie Klose in die Mittelgasse Nr. 6. Dort wurde alles besser. Auch die Behörde wurde informiert, daß wir Flüchtlinge waren und wir erhielten Lebensmittelkarten, damit wir etwas zu Essen kaufen konnten. Auch die Bankverbindungen funktionierten einwandfrei.

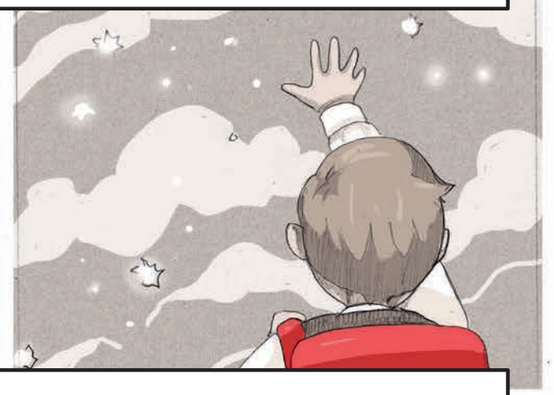
Ich habe diese Tage in schöner Erinnerung, es war wie im Frieden. Dann stieß Oma ELse zu uns und zu viert wohnten wir in der Mansardenwohnung der Familie Klose.

Herr Klose war ein pensionierter Lehrer und ein begeisterter Imker.

Für uns Kinder war der Garten mit Blumen, Gemüse und Obst ein Entdeckungsgelände, zumal wir kundige Anleitung hatten. Auch wurden wir mit Honig und Zucker versorgt, den wir in den letzten Tagen esslöffelweise zu uns nahmen. Mittags gingen wir in die Innenstadt, die auf einer Anhöhe lag, um dort eine warme Mahlzeit einzunehmen. Wir unternahmen auch verschiedene Fahrten in die nähere Umgebung,

Auf einem unserer Ausflüge gerieten wir mitten in den Rückzug des deutschen Militärs. Das war aufregend: Mitnahme von Zivilpersonen war untersagt, doch die Soldaten waren gutmütig und ließen uns trotzdem in den Lastwagen einsteigen, um uns nach Mährisch-Schönberg mitzunehmen.

Sie wunderten sich über unseren leichtsinnigen Ausflug, während ringsherum die Welt in Trümmern versank. Wieder konnte man lautes Geschützfeuer hören. Uns wurde gesagt, es sei die Heeresgruppe Schörner.



Ich war fasziniert von den blinkenden Granatssplittern, die überall herumlagen und die ich heimlich in meiner Schultasche sammelte. Die letzten Tage im April/Anfang Mai durften wir dann nicht mehr aus dem Haus.

Und dann kam der 8. Mai 1945. Es war beinahe unheimlich, weil es plötzlich so still war. Man hörte keine Geschütze mehr und konnte in den Zeitungen vom Ende des Krieges lesen. Es funktionierten aber weiterhin alle Einrichtungen und auch das Versorgungsgeld wurde in bar ausbezahlt.

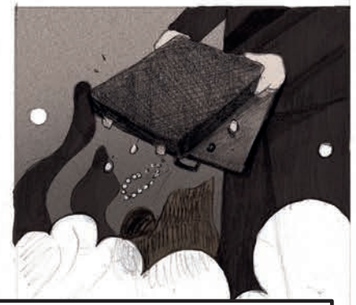
Die Frage war: Was tun?
Und wohin?

Meine Großmutter hatte als junge Frau im Frühjahr 1915 das Herannahen der russischen Front erlebt. Damals wurde Geschirr und Wäsche in Körbe verpackt und nach Wien verfrachtet. Als General Falkenhayn mit deutschen Truppen die Front wieder gefestigt hatte, konnte man wieder zurückkehren. Und so wurde die Lage im Mai 1945 eingeschätzt: Man vertraute auf eine Beruhigung und eine sichere Rückkehr nach Bielitz.

Also beschlossen wir, nach Bielitz zurückzukehren. Man erklärte uns Kindern, daß wir uns verstellen müßten: Wir waren jetzt polnische Flüchtlinge und deshalb durften wir jetzt nicht mehr Deutsch sprechen. Sie nähten auch rotweiße Kokarden an unsere Kleidung.

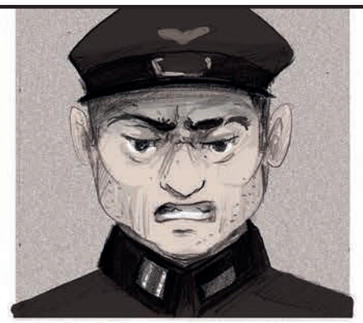
Und dann gab es noch weitere Vorbereitungen: Mutti und Oma nähten Bargeld in Strumpfgürtel und Mieder ein, trennten Wollpullover auf und wickelten Schmuck und Uhren damit ein, in der Hoffnung, es so zu verstecken.

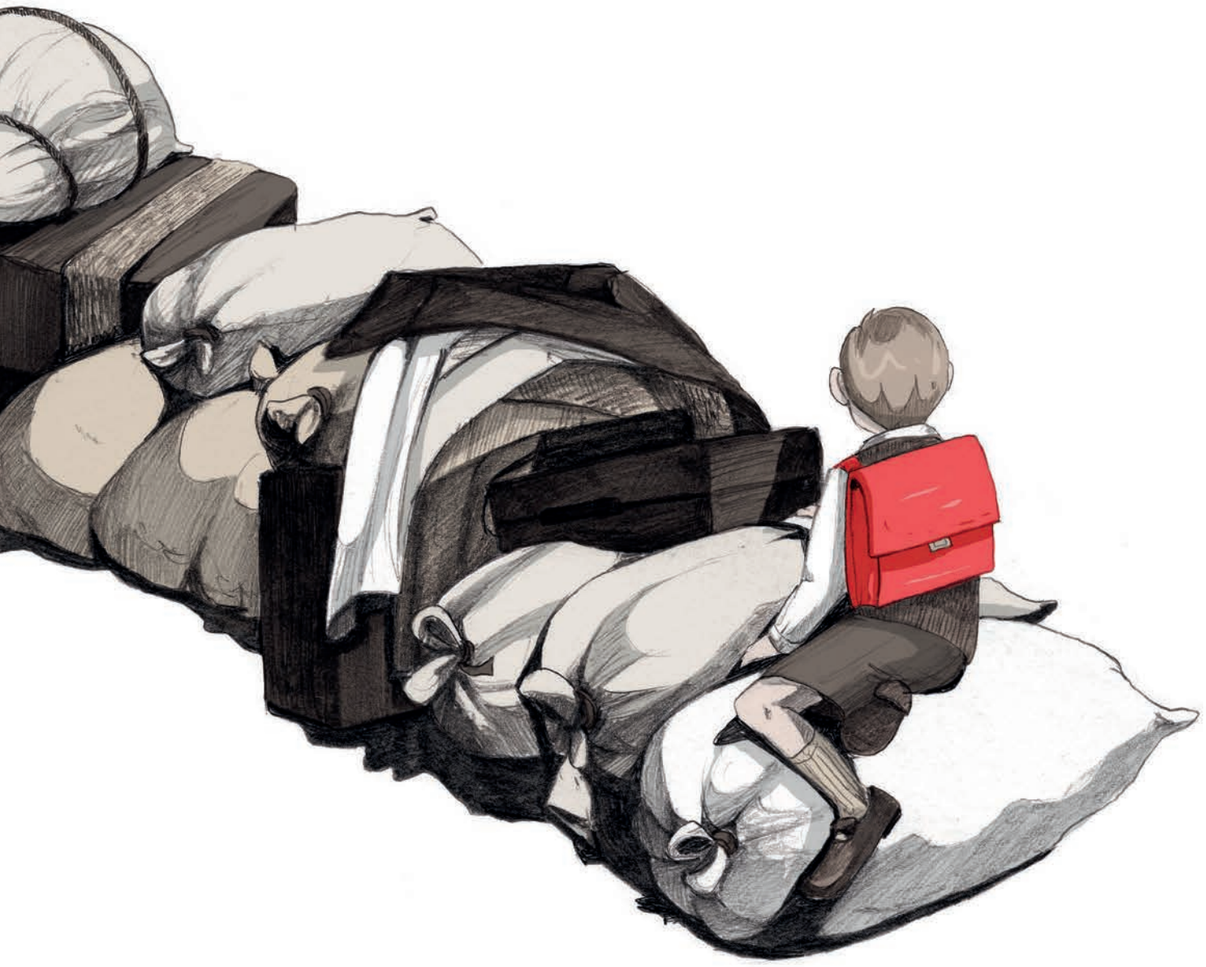
Nach diesen Vorbereitungen fuhren wir per Bahn in Richtung Bielitz. Am Umsteigebahnhof Oderberg mußten wir viele Stunden auf dem Bahnhofsgelände warten – das war unser Pech!



Wir wurden von der Miliz in einen Vorraum gelotst, dort begann die erste Filzaktion. Alle Koffer wurden ausgeräumt und der Inhalt auf den nächsten Aktenschrank geworfen, vor allem die Wollknäuel mit dem eingewickelten Schmuck. Ich fragte mich, woher die Männer von dem Versteck wußten.

Auch Ursis große Puppe flog auf diesen Schrank, trotz heftiger Proteste ihrerseits. Aber wir sollten doch kein Deutsch sprechen! Alle neuwertigen Wäschestücke fielen dem Raub zum Opfer. Nur meine Schultasche am Rücken rührte keiner an.





Endlich konnten wir die Fahrt nach Bielitz fortsetzen. Bevor wir ausstiegen, schärfte uns Mutti noch einmal ein, ja nicht Deutsch zu sprechen. Beim Ausgang standen einige Bewaffnete und verhafteten die Ankommenden.

Wir machten einen großen Bogen um sie und Mutti ging zum Glashäuschen beim Eingang und fragte den uniformiertern Bahnbeamten auf Polnisch, ob er uns mit dem vielen Gepäck „ausnahmsweise“ durchlassen könne. Er antwortete mit einem freundlichen...

Auf diese Weise entkamen wir dem Lagerleben, das viele Bielitzer Rückkehrer erwartete. Damit begann unsere „illegale Zeit“ in unserer Heimatstadt, d.h. ohne behördliche Anmeldung, ohne Adresse und ohne finanzielle Zuwendungen.

Wir deponierten die Koffer und zogen zu Fuß los, um unsere Verwandten in ihren Wohnungen zu suchen.

In der Evangelischen Kirchengemeinde suchten wir Rat. Oma Else fand Unterkunft bei der früheren Gemeindesekretärin. Aber sie war nicht die einzige: Mit vielen anderen alten Menschen lag sie dort, wie Ölsardinen und alle ohne Registrierung.

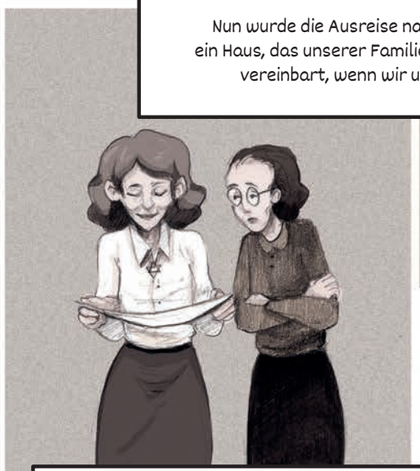
Die Bathelt-Oma war in einer anderen Wohnung - als Untermieterin bei einer polnischen Familie, aber sonst gesund und munter. Sie kochte gelegentlich für russische Soldaten. Wo Mutter und ich nächtigten, kann ich nicht sagen - meine erste große Erinnerungslücke. Eigentlich ging meine Kinderzeit in diesen Tagen zu Ende - der „Mann“ in der Familie war gefordert.

Einmal begleitete ich Oma Else zu ihrer alten Wohnung, die Haustür war beschädigt. Sogar die Wohnungstür war offen, aber wir hörten russische Stimmen und bekamen es mit der Angst zu tun.

Leider weiß ich nicht mehr, wie Mutti Frau Rapaport kennenlernte: Diese lebte in einer Villa am Meisengrund und wollte uns gegen Devisen und Wertgegenstände weiterhelfen.

Frau Rapaport war eine bemerkenswerte Frau: Eine Jüdin, die dem Konzentrationslager entkommen und nun mit britischem Paß unterwegs war. Ihre Töchter lebten in der Schweiz. Sie riet uns eindringlich, sobald wie möglich, die Stadt zu verlassen,. Sie würde es auch tun.

Nun wurde die Ausreise nach Österreich ins Auge gefaßt. Dort stand in der Nähe von Linz/Donau ein Haus, das unserer Familie gehörte. Dieses Reiseziel wurde auch mit meinem Vater als Treffpunkt vereinbart, wenn wir uns aus den Augen verlieren sollten. Aber das war nicht so einfach.



Irgendwie ergatterte meine Mutter Karten für uns Fünf -beide Omas waren nun mit von der Partie- und wir konnten wieder zum nächsten Bahnknotenpunkt Oderberg fahren.
Da der Umfang des Gepäcks beschränkt war, zog sich Oma mehrere Kleider übereinander an.

Bald darauf wurden wir noch einmal gefilzt. Aber wir konnten nichts tun und mußten alles über uns ergehen lassen: Die Milizionäre waren bewaffnet und schrien herum. Alle neuen, sauberen Sachen flogen heraus, nur die schmutzigen blieben im Koffer. Meine Schultasche auf meinem Rücken faßte zum Glück wieder keiner an.

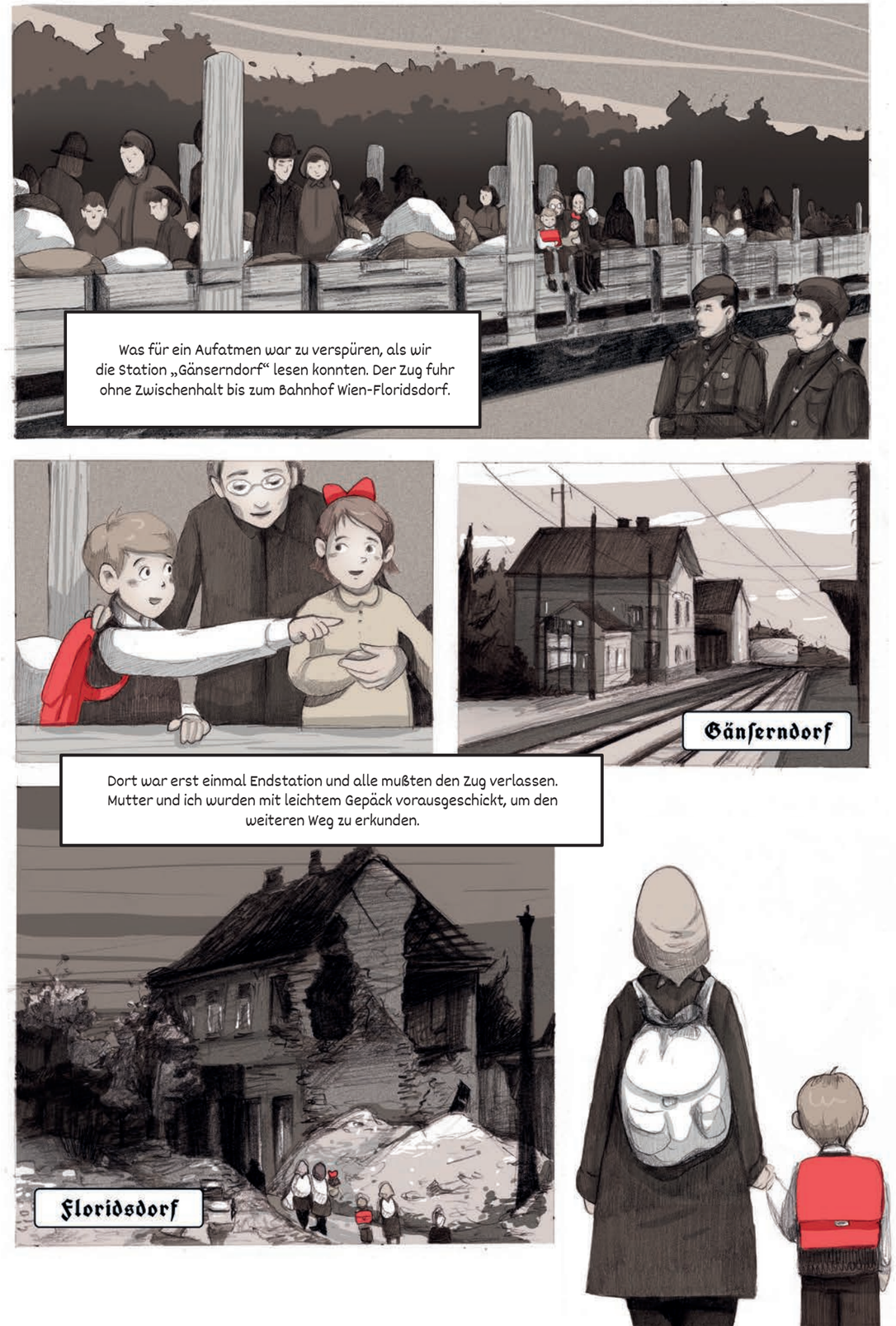
Bei einem Zwischenhalt an einem kleinen Bahnhof hielten wir Ausschau nach Getränken. Dort sahen wir einen Ziehbrunnen und davor mehrere Rotarmisten in ausgelassener Stimmung. Es waren die ersten Kampftruppen, die wir zu Gesicht bekamen – Asiaten aus Sibirien, mit langen dünnen Schnurrbärten. Über die Schultern trugen sie schöne Frotteehandtücher, mehrere Armbanduhren an den Unterarmen. Später fragte ich meine Mutter, warum jemand soviele Armbanduhren braucht. Sie wußte auch keine Antwort.

Am selben Tag war kein Weiterkommen mehr, also begann die Suche nach einem Quartier.

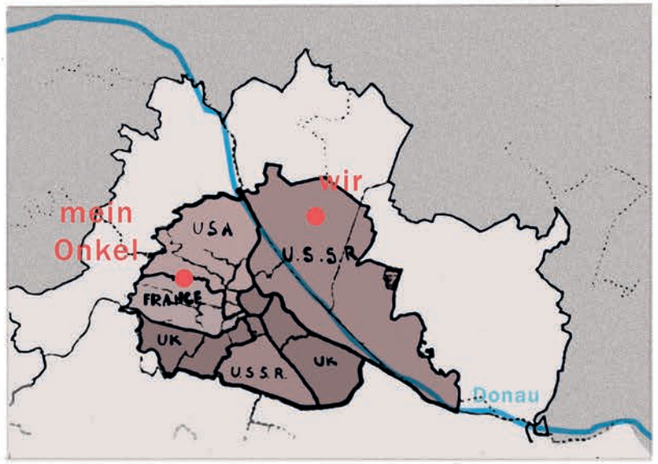
Als es dann dunkel wurde, kamen grölende Männer mit Flaschen und Holzknüppeln, die offenbar betrunken waren – mit der eindeutigen Absicht, die „Niemce“ (Deutsche) auszulöschen.

Das Geld, das wir hatten, war nichts mehr wert. Wir konnten nichts mehr damit einkaufen. So ernährten wir uns von geschenktem oder aufgelesenem Obst. Zum Glück war es Sommer. Brot erbettelten wir uns. Die meisten Bauersfrauen, die alle fromm und gut katholisch waren, schnitten uns eine ordentliche Schnitte Brot von einem großen Laib ab.

Der Zug fuhr sehr, sehr langsam und blieb oft stehen. Kurz vor Preßburg blieb er endgültig stehen, die Strecke war blockiert. Nach einem kurzen Ruck ging es ein Stück zurück und dann über die nahe March nach Österreich – ohne Grenzkontrollen – die Sowjets guckten nur zu.



Wir wollten zum Bruder meiner Mutter in den 14. Bezirk. Dazu mußte man die Donau überqueren, aber die Floridsdorfer Brücke war gesprengt.

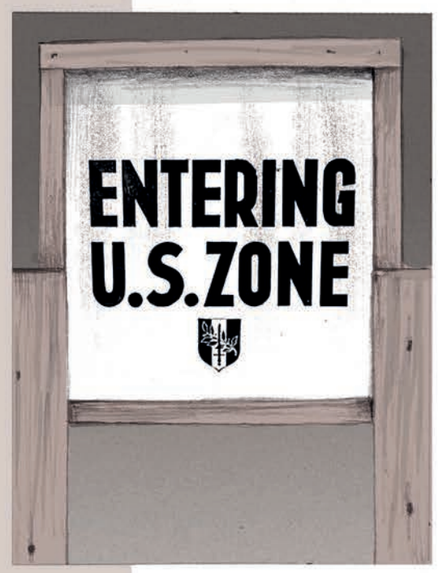


Die Straßenbahn fuhr bis zur Donaubrücke. Dann begann das Abenteuer: Am Ufer stand schon eine lange Warteschlange. Mutti erklärte mir, daß die Menschen zu Fuß zu den Bauern gingen, um Lebensmittel zu besorgen, weil es in Wien zu wenig gab. Das nannte man „Hamstern“.

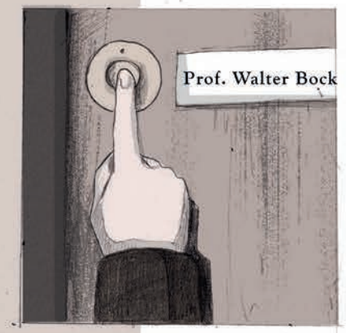
Die Stahlbögen der kaputten Brücke waren mit Holzlatten umzäunt und als Fußsteig eingerichtet. Nun ging es sehr langsam voran, mir kam es endlos vor. Als wir fast am stadtseitigen Ufer angekommen waren, ging überhaupt nichts mehr.

Es war ein komisches Gefühl, zu Fuß auf diesem schmalen Weg die zerstörte Brücke zu überqueren. Es war sehr heiß und mühsam.

Mutter und ich zogen aber weiter unserem Ziel entgegen: Wir kamen an vielen zerstörten Häusern vorbei und mußten oft über Schuttberge kraxeln, teilweise konnten wir auch per Tram fahren.



Endlich gelangten wir an unser Ziel. Onkel Walter empfing uns mit den Worten:



Er übergab uns die Schlüssel für unser Haus in Oberösterreich. Ob es stand oder durch Bomben zerstört war, konnte niemand sagen, zumal es in der sowjetischen Zone lag... und wir hatten alle keine Papiere!

Die folgenden Wochen im zerstörten und besetzten Wien waren sehr hart für uns alle: Wir hausten mit fremden Menschen in provisorischen Unterkünften, hatten kaum zu essen und waren wegen der trüben Zukunftsaussichten deprimiert. Auch von meinem Vater gab es keine Nachrichten.

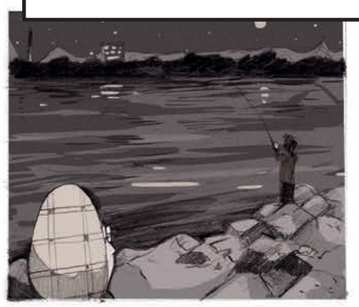
Eine meiner Aufgabe war es, in den ehemaligen Hofstallungen auf die Lebensmittelausgabe durch die sowjetische Besatzungsmacht zu warten. Jeden Morgen mußte ich rund drei Kilometer dorthin zu Fuß gehen.

Die Warterei dauerte sehr lange, und die Menschen waren sehr ungeduldig und schimpften viel.

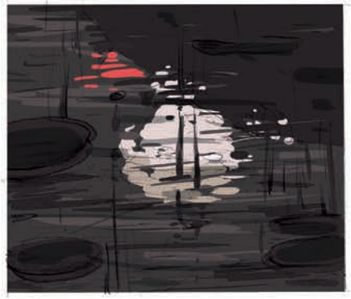
Die Lebensmittel selbst waren nicht mehr frisch. In der großartig als „Stalin-Spende“ gefeierten Erbsensuppe schwammen Maden! Aber nach dem Abkochen aßen wir alles – ohne gesundheitliche Folgen!

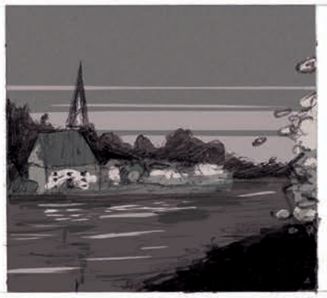
Die Situation in Wien war schrecklich. Unser eigentliches Ziel war ja unser Haus in Oberösterreich. Aber wie hinkommen? Als nunmehr Staatenlose hatten wir keine gültigen Ausweise und die Grenzen der Besatzungszonen waren streng bewacht.

Dort befand sich die Zonengrenze. Wie sollten wir sie überqueren? Meine Mutter fand einen Fischer, der versprach, uns nachts über die Donau zu bringen.



Als es dunkel war, trafen wir ihn am Ufer und leise steuerte er durch das Schilf, bis er auf die andere Seite nach Mauthausen übersetzte. Von dort wurden wir mit einem Lkw donauaufwärts mitgenommen und erreichten unseren Zielpunkt in der Nähe von Linz.





Nun wurde es spannend: Wir näherten uns dem Haus im Wald.

Die Erleichterung war groß: Das Haus stand noch! Auch wenn zahlreiche fremde Menschen einquartiert waren, konnten wir dennoch einziehen.

Die Wirtin im Nachbarhaus, Frau Lestina, bereitete umgehend einen großen Topf mit Suppe zu, mit riesigen Fettaugen. Wie gut sie schmeckte! Nun sah die Welt wieder besser aus, und wir konnten uns endlich in unserer neuen Heimat „angekommen“ fühlen!

Die Fluchtgeschichte meines Vaters Heinz H. Bathelt hat mich schon seit früher Kindheit fasziniert. Immer wieder mußte er sie mir erzählen, und viele Jahre drängte ich ihn, seine Lebenserinnerungen aufzuschreiben. Als er diese endlich im Jahr 2010 abschloß, war er selbst über den Umfang – vier Ordner mit handgeschriebenen DIN A4 Seiten – am meisten überrascht. Ich selbst zögerte lange, es zu lesen, da es sehr detailliert und persönlich schien. Aber als ich es dann las, war es beinahe wie die Neuentdeckung meiner Familie und von mir selbst, denn nun konnte ich endlich viele Ereignisse und Geschichten auch meines Lebens besser einordnen und die Hintergründe verstehen.

Als 2020 dem 75. Jahrestag des Kriegsendes gedacht wurde, veröffentlichten einige Zeitungen diesen Bericht meines Vaters, mit ausschließlich positiver Resonanz. Leider bleiben solche Dokumente von Zeitzeugen oft nur einem kleinen Kreis vorbehalten und immer weniger Menschen haben einen persönlichen Bezug dazu. Daher kam mir der Gedanke, durch die Möglichkeit einer „Graphic Novel“ eine Form zu schaffen, die auch jüngeren Generationen die Zeit von damals näherbringen kann. Ich wandte mich daher also an die junge slowakische Graphikerin Klára Štefanovičová (Jahrgang 1995) und erkundigte mich bei ihr, ob Interesse an einer Zusammenarbeit bestünde. Dies erwies sich als doppelter Glücksfall: Klára Štefanovičová ist nicht nur nahe dem Alter der Zielgruppe, sondern nahm auch persönlich Anteil an der Geschichte meines Vaters und wollte ein optimales Ergebnis abliefern. Und das ohne Vorkenntnisse, so daß für mich die Herausforderung bestand, alles Erzählte korrekt zu recherchieren, nach den entsprechenden Fotos zu suchen oder zeitgenössische Bilder zu gestalten. Als Historiker hatte ich zudem den Anspruch, das Erzählte und die tatsächlichen Vorkommnisse zu überprüfen und war oft überrascht, wie präzise und detailliert die Eindrücke meines damals sechs- bzw. siebenjährigen Vaters mit den Kriegsereignissen übereinstimmten.

Wir hoffen, daß die Lektüre für Sie mindestens so spannend sein wird wie für uns die Gestaltung, und daß das Büchlein einen Beitrag leistet zur Dokumentation und Verarbeitung des Zweiten Weltkriegs, noch dazu aus Sicht eines Kindes.

Wien, im Mai 2021

NeueWeltVerlag

Vom Ende einer Kindheit
Über 100 Millionen Menschen sind heutzutage auf der Flucht. Besonders Kinder und Heranwachsende haben darunter zu leiden. Schon in normalen Zeiten haben sie es nicht immer leicht, erst recht nicht im Krieg.

1945 waren 14 Millionen Heimatvertriebene auf der Flucht, und lange interessierte sich niemand für ihre Geschichten. Die Zahl der Zeitzeugen wird täglich weniger. In dem vorliegenden Graphic Novel werden die Erlebnisse des damals sechsjährigen Heinz H. Bathelts wiedergegeben – sie stehen stellvertretend für das Schicksal seiner Generation, deren Leben von einem Tag zum anderen auf den Kopf gestellt wurde - mit einem Mal war ihre Kindheit zu Ende, ihre Traumata nie aufgearbeitet.

Die Vergangenheit läßt sich nicht ändern, aber unser Verständnis für sie. Dazu soll das Buch einen Beitrag leisten.

9 783950 528701 >